

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

**Karl Emil Gruhl weiland Wirklicher Geheimer  
Oberregierungsrat**

**Meyer, Alfred Gotthold  
Gruhl, Karl Emil**

**Leipzig, 1918**

3. Der Gymnasial- und Realschullehrer.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6687**

die mündliche Prüfung. Er erhielt die Lehrbefähigung in Mathematik und Physik für alle Klassen, ferner in philosophischer Propädeutik für Prima und in Deutsch für Mittelklassen, endlich auch in Latein bis Quarta sowie für die Anfangsgründe im Griechischen, obwohl der Examinator, der Direktor Meinecke vom Joachimstalschen Gymnasium, mit ihm als Mathematiker zunächst keine Prüfung in den alten Sprachen hatte vornehmen wollen und der Kandidat schon zum Verzicht sich bereit erklärt hatte.

### 3. Der Gymnasial- und Realschullehrer.

Das Schicksal hat den nunmehrigen Kandidaten des höheren Lehramts mit der klaren und scharfen Beobachtungsgabe, mit den gründlichen Kenntnissen und der ernsten, wenn auch zunächst noch nicht zur Klarheit durchgedrungenen Lebensauffassung in den folgenden zwei Jahrzehnten tüchtig im Osten und Westen des preussischen Staates umhergetrieben, hat ihm in mancherlei Amtstellungen und durch allerlei Erlebnisse eine reiche Fülle von Erfahrungen zu sammeln ermöglicht, bis es ihn in dem Mittelpunkt der Monarchie, in dem 1856 ungern verlassenen Berlin von neuem und dauernd Anker werfen ließ.

In der Heimatstadt, in die Gruhl noch im August zurückkehrte, wurde ihm vom Direktor der Realschule (der früheren Kreissschule) Dr. Krüger alsbald eine Tätigkeit in der Vorschule — sie war damals Privatanstalt — angeboten, und die Beschäftigung mit dem kleinen Volk hat ihm ebenso viel Freude gemacht wie der Unterricht in der Erdbeschreibung, den er in der höheren Töchterschule erteilte. Zur Erholung blieb daneben noch Zeit, und gar behaglich fühlte er sich im elterlichen Hause, in der alten lieben Dachstube, im traulichen Verkehr mit den Seinigen und mit alten Freunden. Sehr bald, Anfang Oktober, wurde ihm dann — zum Militärdienst war er wegen zu schmaler Brust und zu schwacher Muskelentwicklung nicht herangezogen — von seinem alten Gönner, dem Direktor Ziegler, für das Probejahr eine Vertretung am Gymnasium zu Lissa übertragen; freilich war neben sprachlichem Unterricht nur e i n e Stunde Physik für ihn freizumachen. Anleitung erhielt er nicht, gute Kommentare oder Erläuterungen fürs Deutsche, für Ovid fehlten, Korrekturen waren zahlreich. Aber als Frühaufsteher schaffte er die reichliche Arbeit.

Mit vielen Mitgliedern des Kollegiums verband ihn alte Verehrung aus der eigenen Schulzeit; eine größere Zahl von Bekannten aus verschiedenen Lebenskreisen traf sich öfter in einer Wirtshausstube nahe dem inzwischen erbauten Bahnhof, der samt seinen gärtnerischen Anlagen hier wie auch sonst in kleinen Städten ein beliebtes Ziel für Spaziergänger war. Dagegen bot sich wenig Gelegenheit zu Familienverkehr, und auch geistige Anregung war, abgesehen von dem Umgang mit den beiden Mathematikern Professor von Karwowski und dem jüdischen Hilfslehrer Töplitz, nur in geringem Maße vorhanden.

Im Laufe des Probejahres besuchte der Dezerent für den höheren Unterricht im preussischen Kultusministerium, Geheimrat Wiese, die Lehranstalten Posen und so auch das Gymnasium zu Lissa. Ihm gefiel der junge Hilfslehrer, und auf seine Veranlassung fragte bald darauf der Provinzialschulrat Schrader in Königsberg bei Gruhl an, ob er zu Michaelis 1857 eine Lehrerstelle in Lyck anzunehmen gewillt sei. In Kreise der Bekannten wurde die Frage aufgeworfen, ob das eine Bevorzugung, ob es eine Verbannung in den äußersten Winkel der preussischen Monarchie bedeute, da angeblich die Wölfe an kalten Winterabenden den Leuten dort in die Fenster hineinschauten. Von Königsberg aus, das mit der Bahn erreicht wurde, führte die Post etwa 24 Stunden lang durch eine Landschaft, die mit ihren öden Stoppelfeldern, mit den durch eine Raupenplage entstellten Nadelwäldern und den damals noch unbelebten langgedehnten Seen die Befürchtungen der Freunde nicht widerlegte. Das Gymnasium zu Lyck, damals das einzige im südlichen Teile Ostpreußens, war noch in zwei alten Häusern am Kirchplatz untergebracht (ein Neubau stand fast fertig da); den kleinen Verhältnissen entsprach die naturwissenschaftliche Sammlung: eine Anzahl von Tieren aus Papiermaché, einige zerlegbare Modelle von Blütenformen und etliche Kristallnachahmungen aus Holz; für die Physik wenige bescheidene Apparate. Ein einheitlicher Schulbetrieb fehlte. — Daß es sich aber in diesem fernen Winkel Preußens ganz gut leben lasse, konnte Gruhl hinreichend erfahren, zumal man ihm freundlich entgegenkam und der Verkehr innerhalb und außerhalb des Kollegiums manche Annehmlichkeit gewährte; für die Beachtung gesellschaftlicher Formen erhielt er von der Frau eines Amtsgenossen dankbar

angenommene Winke. Nur war Lyck nicht gerade ein Ort, der für wissenschaftliche Vertiefung Anreiz und Gelegenheit bot. Doch fühlte er sich auch nur als Gast, denn 14 Tage nach seiner Ankunft hatte ihn die Nachricht erreicht, daß er in eine ordentliche Lehrerstelle am städtischen Gymnasium zu Greifswald, für die er sich vor seiner Berufung nach Ostpreußen gemeldet hatte, gewählt worden sei. Die Aussicht, in der Universitätsstadt die Möglichkeit zu weiteren wissenschaftlichen Studien zu finden, war für ihn bestimmend, und mit Wieses Billigung hatte er die Berufung angenommen. In Lyck erfuhr man seinen Weggang erst gegen Ende des Semesters und bedauerte sein Scheiden aufrichtig. Nach kurzem Aufenthalt in der Heimat, in die es ihn immer wieder zog, reiste er über Stettin, wo er sich dem Provinzialschulrat Wehrmann vorstellte, an seinen neuen Bestimmungsort.

Sein guter Stern führte ihn in die alte pommerische Universitätsstadt: für sein inneres und äußeres Leben bereiteten sich hier entscheidende Wendungen vor.

Direktor des Gymnasiums zu Greifswald und der mit ihm verbundenen Realschule war seit 1850 Robert Heinrich Hiede, der durch seine erfolgreichen Bemühungen um die Hebung des deutschen Unterrichts bekannte Schulmann. Auf Gruhl hat er als Mensch und Lehrer einen starken Einfluß ausgeübt. „Dem äußeren Ansehen nach,“ so beschreibt er ihn, „war Hiede mit seinem faltenreichen Gesicht, seiner gefurchten Stirn und seinen grauen Haaren ein alter Mann. Aber seine lebhaften, tiefen Augen und seine ganze Unterhaltung zeigten den jugendlichen Geist, der in ihm lebte.“ Schon der Empfang bei ihm war erwärmend. Zuerst besprach er genau den Unterricht, den Gruhl erteilen sollte, und erkundigte sich eingehend nach dem Gang seiner Studien und seiner philosophischen Interessen. Dann stellte er den neuen Lehrer seiner Schwägerin, Frau Dr. Freyer, vor, die, selbst früh verwitwet, nach dem schmerzlichen Verlust der Gattin mit ihrer Tochter Amalie zu ihm gezogen war und ihm den Haushalt führte, und rief endlich einen seiner Söhne, einen schmucken angehenden Studenten, damit er Gruhl nach der Kuhstraße geleite, wo er bei der Witwe eines Gerichtsbeamten, der „Mutter Bohl“, eine empfehlenswerte und angemessene Wohnung wußte. Überaus feierlich war die Eröffnung des Schuljahres in der Aula und die Einführung der neuen Lehrkräfte — es handelte

sich um drei Herren — in Gegenwart des Magistrats als Patron und der Hauptgeistlichen an den drei Hauptkirchen als Scholarchen. So trat Gruhl nun in eine größere und verhältnismäßig gut ausgestattete Anstalt ein <sup>1)</sup>).

Unterricht hatte er nur am Gymnasium zu erteilen als zweiter Mathematiker; in der obersten Klasse beanspruchte der Konrektor Kanzler, obwohl er eigentlich Theologe war, die mathematischen und physikalischen Stunden als sein durch die Botation ihm zugestandenes Recht. Gruhl gab Mathematik in den Klassen IV, III, II und wurde zunächst Ordinarius der Quinta, in der er sprachlichen Unterricht, Deutsch und Latein übernahm. Hier besuchte ihn Hiede bald und gab ihm wertvolle Belehrung. In der Fremdsprache leitete er in einer Stunde selbst den Unterricht und ließ aus einigen lateinischen Sätzen des Lehrbuchs die zu behandelnde Regel finden, die nach der Klarstellung durch Übertragung einiger deutscher Sätze ins Lateinische angewendet und geübt wurde. Daß der Verfasser des Buches „Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien“, der die Unterweisung in diesem Fache „durch und durch auf gehaltvolle und eindringende Lektüre“ gründen wollte, dem jungen, dankbar aufmerkenden Lehrer in einer deutschen Stunde kostbare Fingerzeige für die Durchnahme eines epischen Gedichtes zu geben wußte, war nicht minder wichtig. Die Bedeutung der Einführung in das Verständnis des Inhaltes durch Hinweis auf Ort und Zeit der Begebenheit, der von Hiede besonders betonte Wert des sinngemäßen Vorlesens einer Dichtung und die Sicherung richtiger Erfassung des Inhaltes wurde an einem Beispiel gezeigt; es war in damaliger Zeit eine neue Lehre. In einer Fachkonferenz wurde auch über den grammatischen Unterricht in der Muttersprache gehandelt. Obwohl Hiede früher ebenso wie Wadernagel die Notwendigkeit im wesentlichen verneint hatte, da bei der Behandlung der fremden Sprachen dem Bedürfnis genügt werden könne, so hatten die Erfahrungen gerade mit der pommerschen Jugend ihn doch eines anderen belehrt, und so wurde beschlossen, für

---

<sup>1)</sup> Doch zählte das Gymnasium damals nur 6 Klassen; die unteren, VI, V, IV, hatten einjährigen Kursus, die „oberen“, also III, II, I zweijährigen; überall gab es mehrere Abteilungen. Die Tertia wurde nach einiger Zeit geteilt. VI und V waren für Gymnasium und Realschule gemeinsam, von IV ab fand die Trennung statt.

die Tertia als die dafür passendste Klasse eine zusammenfassende grammatische Unterweisung anzusehen. Als Übungsbeispiele, an die — auch hier wieder in induktivem Verfahren — die Belehrung angeknüpft werden sollte, durften nicht die zur Lektüre bestimmten Abschnitte gewählt werden, sondern besondere Sätze oder kurze Fabeln.

Für den mathematischen Unterricht bot sich Gelegenheit zur Belehrung und zum Austausch der Ansichten durch den regen Verkehr, der sich mit den besonders an der Realschule tätigen Fachgenossen, den Oberlehrern Gandtner und Junghans, entwickelte, die beide damals eine Aufgabensammlung herausgaben; mit ihnen las Gruhl die Korrekturen.

Die mannigfachen Anregungen des Schullebens fielen bei ihm auf fruchtbaren Boden, weil er ernstlich bemüht war, sich in dem mit Liebe und Hingebung geübten Beruf zu vervollkommen und die Schwierigkeiten des Unterrichtens in Klassen, die nach damaligem Brauch aus mehreren Abteilungen bestanden, nach Möglichkeit zu überwinden. Namentlich widerstrebte ihm die bequeme Art, sich wechselnd nur mit einer Abteilung zu beschäftigen; durch sorgfältige Auswahl des Stoffes für jede Stunde in der Weise, daß alle Schüler Anregung und Nutzen hatten, suchte er vielmehr den geistigen Verkehr mit der ganzen Klasse beständig aufrecht zu erhalten. Immer mehr kam er so zu einem planvollen, methodisch durchdachten und in der Form abgerundeten Unterrichten. Gefördert wurde dieses Reifen durch die Erörterung pädagogischer und didaktischer Fragen in den Konferenzen (damals fand auch die erste pommerische Direktorenversammlung statt), sowie durch die Beratungen, die durch die von Wiese gerade damals geplante wichtige Neugestaltung des Realschulwesens veranlaßt wurden. Da der befreundete Gandtner für die eingeforderten Gutachten das meiste tat, konnte Gruhl, obwohl er nur am Gymnasium Stunden gab, an diesen Arbeiten Anteil nehmen und nachher, nach Veröffentlichung der neuen Unterrichts- und Prüfungsordnung für Realschulen vom Jahre 1859, den Fachkonferenzen beiwohnen, in denen die neuen Lehrpläne erörtert wurden. Bekanntlich unterschied die genannte Unterrichtsordnung drei Gruppen realistischer Anstalten: Realschulen 1. Ordnung, denen ein neunjähriger Lehrgang vorgeschrieben war sowie Unterricht in drei Fremdsprachen, von

denen natürlich eine die lateinische sein mußte; Realschulen 2. Ordnung mit gleichem Lehrplan, aber ohne die oberste Klasse, endlich höhere Bürgerschulen, welche die Tendenz der Realschule verfolgten, aber eine geringere Klassenzahl und andere durch örtliche Verhältnisse begründete Abweichungen aufwiesen, zum Teil auch Lateinlos waren. Da die Greifswalder Anstalt den gestellten Forderungen entsprach, so wurde sie, nach eingehender Revision durch den Provinzialschulrat Wehrmann, gemäß der neuen Bezeichnung als „Realschule I. O.“ anerkannt.

Neben der didaktischen kam die erziehliche Tätigkeit nicht zu kurz. Schon in seinen früheren Stellungen hatte Gruhl im Verkehr mit den Schülern keine Schwierigkeit gehabt; mit der Güte und Freundlichkeit seines Wesens verband er sicheres Urteil und ernste Haltung, die seinen Zöglingen Achtung einflößten. „Streng, aber gerecht“ — diese im Munde von Schülern bedeutsame Formel wandte in Greifswald ein kleiner tüchtiger Quintaner auf ihn an, und die gleiche Anerkennung haben in späteren Jahren ehemalige Zöglinge ausgesprochen. Der Stock spielte bei ihm eine geringe Rolle. Er wollte Erzieher, nicht Strafrichter sein, und so gewann er sich überall das Vertrauen seiner Pflegebefohlenen. In wie hohem Maße ihm insbesondere die wichtige Fähigkeit eigen war, kindisches Verfehlen von böartigem Treiben und ungebührlichem Verhalten zu unterscheiden, dafür ein Beispiel, das zugleich seinen Sinn für seinen Humor bezeugt. Es war nämlich in den oberen Klassen gerade eine Anzahl schlimmer Disziplinarfälle vorgekommen, die strenge Strafen notwendig machten und eine etwas gereizte Stimmung gegen Übergriffe der Schüler geweckt hatten. Da las Gruhl eines Tages in seiner Quinta in einem Notizbuch, das ihm als verloren aufs Katheder gelegt war, erstaunliche Eintragungen: Erster „Scharfierter“: Behrens; zweiter „Scharfierter“: N. N.; Kneipwart: H; Fechtwart: J — die Namen wiesen alle auf Quintaner hin. Und in der That: es gab in der Klasse eine Verbindung oder richtiger mehrere Verbindungen, die sogar einander befehdeten; sie trugen Bänder, zahlten Beiträge, feierten Kommerse, aber in Kuchen, hatten Zereviskappen und benutzten Rohrstöcke mit Griffen als Schläger. Absichtlich brachte Gruhl die Sache vor die Konferenz: er baute die Zereviskappen, die Schläger, die verschiedenen Bundeswappen, die Bänder, „die höchst ortho-

graphischen Schriftstücke“ auf dem Konferenztische auf und trug dann die Sache so eindrucksvoll-humoristisch vor, „daß sich die würdigen Herren vor Lachen schüttelten“. Nur ein Realkundaner, dessen Beteiligung etwas verdächtig war, erhielt eine Arreststrafe; das Vorgehen gegen die Quintaner wurde dem Ordinarius überlassen. Gruhl erzählt: „Ich benutzte eine lateinische Stunde und ließ die ahnungslosen Schüler die Fabel von dem Frosch übersetzen, der sich zu einem Ochsen aufblähen will. Hieran knüpfte ich an und zeigte den Jüngens, wie lächerlich sie sich machten, wenn sie, noch ehe sie orthographisch schreiben könnten, die Studenten spielen wollten.“

Indes nicht allein in pädagogischer Beziehung bedeutete der Greifswalder Zeitraum einen wichtigen Abschnitt. In einer Richtung erfüllten sich freilich die Erwartungen nicht, die der junge Gymnasiallehrer bei der Übersiedelung in die Universitätsstadt gehegt hatte: Vorlesungen zu hören, fand er nicht die erhoffte Zeit. Aber er wurde reichlich entschädigt. Schon in dem Kollegenkreis, in den er eingetreten war, gab es auch außer Hiede, Gandtner und Junghans anregende Persönlichkeiten, in deren Umgang er neue Nahrung für seine wissenschaftlichen Interessen und Anlaß zur Prüfung der gewonnenen Ansichten fand; dazu kam bald noch die Annäherung an eine Anzahl von Dozenten der Universität. Von den Beziehungen zu den beiden anderen Mathematikern der Schule war oben die Rede. Als Junghans einem Rufe nach Dortmund folgte, trat statt seiner ein Thüringer mit Namen Langguth ein. Da der ernste und strebsame Gandtner hörte, daß die beiden jüngeren Amtsgenossen Schüler und Verehrer Dirichlets seien, veranlaßte er sie, nach ihren Hesten gemeinsam mit ihm die Vorlesungen dieses gefeierten Lehrers zu wiederholen, und ebenso hatten alle drei ihre Freude an den Disquisitionen von Gauß, von denen Gruhl eine Originalausgabe besaß<sup>1)</sup>. Nicht minder anregend waren inhaltreiche Gespräche mit näheren und fernerstehenden Bekannten. Gelegenheit dazu bot sich vielfach bei einem Glase Bier oder auf Spaziergängen. Da regte Hiede, der ein eifriger Patriot war, gern zu Auseinandersetzungen an über Geschichte, Politik oder Philosophie,

<sup>1)</sup> Er hatte das Buch bei seinem Abgang aus Lyck zum Geschenk erhalten, und zwar von dem dortigen ersten Mathematiker (eigentlich Theologen!) Prof. Chrześcinski, der ihm mit großem Wohlwollen begegnet war.

und lebhaftere Unterhaltungen entwickelten sich wohl auf dem zur Promenade umgeschaffenen Stadtwall, wenn Diecke und Gruhl dort dem Konsistorialrat Vogt begegneten, der Universitätslehrer, Prediger und auch Scholarch war. Am Mittagstisch traf Gruhl mit dem Professor der Philosophie Susemihl und dem Privatdozenten Lizentiaten Klöpffer zusammen; oft schlossen sich an die Mahlzeiten tiefgründige Gespräche, die auf Spaziergängen fortgesetzt wurden und an denen auch andere, wie die Gymnasiallehrer Dr. Heinrich Fischer und Dr. Heiduck, teilnahmen. Gruhl erinnerte sich besonders lebhaft einer Silvesternacht, in der er mit Fischer auf Susemihls Zimmer weilte und wo sie „über Gott, Freiheit und Unsterblichkeit einen ernstesten, tief ergreifenden Gedankenaustausch“ hatten. Auf anderen Gebieten lagen die Belehrungen, die er den Professoren von Feilitzsch und Limplercht verdankte. Mit Langguth gehörte er dem von Feilitzsch geleiteten physikalischen Verein an und hatte in ihm das Referat über Optik; durch seine Beziehungen zu Limplercht und dessen Assistenten Dr. Otto fand er Gelegenheit, die Anlage des gerade im Bau befindlichen neuen chemischen Universitätslaboratoriums in allen Einzelheiten zu verfolgen. Weniger ernsthaft, wenn auch nicht ohne Ertrag, war eine Vereinigung, deren Mittelpunkt Susemihl wurde. Ursprünglich verfolgte man den Zweck, eine wissenschaftliche Zeitschrift für Greifswalder Studien <sup>1)</sup> zu gründen, gewährte aber bald, da das Unternehmen scheiterte, dem Humor und geselliger Lektüre die Herrschaft. Hier las Susemihl zu allgemeiner Erbauung Reuters „Stromtid“ vor, die gerade im Erscheinen war. Die Anteilnahme des Kreises war so lebendig, daß ein Brief an den Verfasser gerichtet wurde mit der Bitte, Lowising im letzten Bande nicht etwa sterben zu lassen. Aber auch zu aktiver Betätigung gab das Greifswalder Leben Anlaß: in jedem Winter wurden Vorlesungen für weitere Kreise veranstaltet, und zweimal hielt da Gruhl Vorträge, den einen über die mechanische Wärmetheorie, den anderen über Mond- und Sonnenfinsternisse. Auch durch Reisen hat er in jenen Jahren seinen Gesichtskreis erweitert. Sie führten ihn wiederholt nach Rügen, einmal zusammen mit dem Jugendfreund Emmel, ferner nach Mecklen-

<sup>1)</sup> Dahin zielte der Name Societas Clandestina Procreatrix, also „heimliche Gesellschaft zur Erzeugung“, nämlich von Greifswalder Studien, gefürzt S. C. P.

burg, in die Sudeten und sogar nach Prag und Wien. Gern aber richtete er immer wieder seine Schritte in die liebe Heimat, nach Fraustadt, wo die Eltern noch beide wohnten, die Mutter als der Mittelpunkt des Familienlebens, „eine gesunde, frische Frau, die, ebenso wie der Vater, erst im hohen Alter Krankheit und Schwäche kennengelernt hat.“ Auch der ältere Bruder Wilhelm, der längere Zeit außerhalb sein Glück versucht hatte, hauste wieder daheim; „er hatte die Tischlerei rasch in die Höhe gebracht“ und leitete gemeinnützige Unternehmungen wie die freiwillige Feuerwehr. Von den beiden Schwestern lebte die ältere, Minna, mit Mann und Kindern nahe dem elterlichen Hause; bei der jüngeren, der 1844 geborenen Marie, hatte sich eine Verkümmung der Wirbelsäule herausgestellt, die vergeblich bekämpft wurde; ihr Leiden beeinträchtigte nicht die Harmonie des Gemütes, und ihre schlichte, echte Frömmigkeit ließ in späteren Jahren von ihr in schwierigen Lebenslagen Trost und Kraft ausgehen. All den Verwandten, den alten Freunden und Lehrern in Fraustadt und Lissa wurden Besuche gemacht, mit ihnen Erinnerungen ausgetauscht und von den Erfahrungen und Erfolgen, von den Bekanntschaften und Erlebnissen in Greifswald berichtet.

Denn nicht nur als Lehrer und Gelehrter hatte Gruhl in Pommerns Universitätsstadt reiche Erträge gewonnen; nicht minder hoch, ja vielleicht noch höher war anzuschlagen, was sich ihm als Menschen dort erschlossen hatte. Bei der lebhaftesten Geselligkeit, die auch ihn in ihren Bann gezogen hatte, gab es eine nicht kleine Zahl von Persönlichkeiten, mit denen innige Freundschaft oder herzliche Verehrung ihn dauernd verband. Wohl mußte er gelegentlich feierliche Einladungen annehmen, obschon sie seiner Natur wenig zusagten; höher schätzte er harmlose und gemütliche Zusammenkünfte in der Familie. Wie freute es ihn, daß er Erfüllung dieses Wunsches im Hause seines verehrten Direktors fand: auch ungeladen waren die jüngeren Kollegen willkommene Gäste, und namentlich im Sommer wurde oft unter einem schattigen Baum des Direktorialgartens fröhlich Kaffee getrunken. Sieck hatte sechs Kinder: drei ältere Söhne, Karl, Gustav und Hermann mit Namen, studierten; von den drei jüngeren Geschwistern, die den gern gesehenen Gast „Onkel Gruhl“ zu nennen pflegten, stand Felix mit etwa zehn Jahren zwischen zwei Schwestern, der kleinen Anna und der heran-

wachsenden Luise, die bei der Bewirtung ihrer Tante, der Frau Dr. Freyer, zur Hand ging und den „Düfel Gruhl“ beim Ein-schenken von Kaffee gelegentlich schon zu necken liebte. Aber auch sonst bestanden zwischen einem großen Teil des Kollegiums freundliche Beziehungen. Vermittelt wurde dieser Verkehr namentlich durch die beiden Ehepaare Gandtner und Fischer. Frau Gandtner war eine geistig bedeutende und musikalisch sehr begabte Frau, dabei empfänglich für die Schönheiten der Natur und gern bereit zu fröhlichen Ausflügen. Fischer, der zur selben Zeit wie Gruhl ins Kollegium getreten war, hatte eine umfossende Bildung und bei scharfem Verstande ideale Gesinnung; auch einige dichterische Begabung war ihm eigen. Seine Frau war eine warmherzige und muntere Berlinerin mit schlagfertigem Wit. Um diese Eheleute scharten sich andere, insbesondere das „Ehepaar“ Gruhl-Langguth. Der letztere, lebendig und gesellschaftlich gewandt, hatte sich an Gruhl eng angeschlossen, gemeinsame Interessen und Studien hatten sie zu unzertrennlichen Freunden gemacht. Aus den gemeinsamen Partien entwickelte sich für die Winterzeit ein Lesekränzchen, an dem auch Hiede mit seiner Schwägerin und der Prorektor Rihsch mit seiner Schwester teilnahmen. Bisweilen wurde auch Theater gespielt, in der Regel ein Fischersches Gelegenheitsstück. Gruhl selbst darf man sich in diesem Kreise als bereitwilligen Teilnehmer, aber doch vorwiegend als aufmerksamen Zuhörer und Beobachter vorstellen; in einem neckenden Gedicht aus späteren Jahren heißt es wenigstens bei einer Anspielung auf diese Greifswalder Geselligkeit von ihm:

„und wie Moltke fast

schwieg er gern sich gründlich aus.“

Fröhliche Stunden und wertvolle Bekanntschaften gewährte ferner ein Stammtisch; im Sommer ging es oft auf einer von Pferden gezogenen „Treckschute“ den Ryck abwärts nach Wieß zum Baden, und ebensowenig verschmähte man es, am Schützenfest und an anderen vollstümlichen Veranstaltungen in harmlosem Übermut teilzunehmen.

Alles in allem genommen, waren die Jahre in Greifswald für Gruhl eine schöne Zeit, eine Zeit geistigen Reisens, harmonischer Stimmung, innerer Befriedigung. Auch seine Weltanschauung scheint damals im Umgang mit innerlich fertigen Persönlichkeiten die ersehnte Klärung gewonnen zu haben. Schon

in Lyck, wo er einige Zeit Religionsunterricht in Quinta erteilte, hatte er den tiefen Eindruck beobachtet, den die biblischen Geschichten in schlichter Erzählung auf die Kinder machten; das wirkte, wie er berichtet, auf ihn selbst zurück, und er erkannte, daß die Religion nicht Sache des Verstandes, sondern ein Bedürfnis des Herzens und Gemütes sei. Immer mehr wurde er sich überdies der Schranken bewußt, die menschlichem Wissen unüberwindlich gezogen sind; er lernte resignieren — oder richtiger, verstehen, daß für die Erdenbewohner keine innere Beruhigung und Festigkeit möglich ist „ohne Beugung des Menschlichen unter ein Übermenschliches“. Aus dieser Erkenntnis heraus führt er — in späteren Jahren — einen Ausspruch Kirchhoffs an, den er ein Glaubensbekenntnis nennt: „Wenn wir eine Naturerscheinung vollständig zu beschreiben vermögen, so müssen wir uns damit begnügen; die letzten Ursachen für das, was wir eine Kraft nennen, zu ergründen, ist uns Menschen nicht möglich.“ Und da nun neben dem Verstande das Gefühl in ihm stets mächtig gewesen war, so rang er sich durch zu dem unerschütterlichen Vertrauen und dem freudigen Glauben an die göttliche Vorsehung, die in unerforschlicher Weisheit den Schleier vor die Augen der Sterblichen gelegt hat. Er wurde ein warmherziger, frommer Christ, in dem kein Falsch war, ein Vertreter praktischen Christentums, der aus dem Worte Gottes, wie es in der Heiligen Schrift vorliegt, für sein Tun und Lassen Lehre und Weisung schöpfte.

Die gewonnene Ruhe konnte durch äußere Umstände wohl getrübt, aber nicht ernstlich gefährdet werden. Eine solche Trübung erwuchs ihm wie vielen anderen damals aus den politischen Verhältnissen. Die Mißstimmung über die staatlichen Zustände hatte sich in der Bevölkerung ebensowenig verloren wie das Mißtrauen, mit dem die politische Haltung der Beamten von der Regierung verfolgt wurde. Nach der Erkrankung des Königs Friedrich Wilhelms IV. hatten viele Kreise die neue Ara hoffnungsvoll begrüßt; der nach der Thronbesteigung König Wilhelms ausgebrochene Konflikt wegen der Armeeorganisation brachte wieder neue Erregung und Besorgnis. In Gesprächen mit den Freunden wurden diese Dinge erörtert; der hochbegabte Vertreter Greifswalds im Abgeordnetenhaus, der Ratsherr Burghart, traf die Anschauungen auch dieses engeren Kreises, als er sich einer kleinen Gruppe von Abgeordneten anschloß, die sich von der großen

liberalen Partei absonderte und in allen nationalen Fragen die Regierung unterstützte. Burghart wurde bald darauf ins Finanzministerium berufen. Als aber bei der Ersatzwahl ein Gegner des Ministeriums durchdrang, gab es für viele Beamte neue Verweise und infolgedessen neue Mißstimmung. Ein erster Lichtstrahl fiel in den Wirrwarr, als im Jahre 1864 der Krieg mit Dänemark die Befreiung Schleswig-Holsteins brachte und Bismarcks politischer Erfolg für die Zukunft bessere Ausichten eröffnete. Auch Gruhl freute sich über die vielversprechende Wendung.

Im selben Jahre 1864 schied er aus Greifswald. Verschiedene Umstände erleichterten ihm den Entschluß. Im Juli 1861 hatte das Gymnasium das Jubiläum seines 300 jährigen Bestehens gefeiert — ohne seinen kranken Direktor. Während Hiede in einem Bade weilen mußte, hatte der Prorektor Mißsch die Leitung in den festlichen Tagen gehabt. Hiede selbst war recht erfrischt zurückgekehrt, hatte auch seine Tätigkeit mit Befriedigung wieder aufgenommen, aber schon im Dezember war er, nur 56 Jahre alt, einem Gehirnschlag erlegen. Von seinen jüngeren Kindern fand Felix Aufnahme im Hause Gustav Kieflings, eines Schwagers des Verstorbenen, der damals Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin war; die kleine Anna blieb bei der Tante Freyer in Greifswald, und die ältere Tochter Luise wurde von Gandtners, die kinderlos waren, nach Minden genommen. Dorthin war nämlich Gandtner kurze Zeit vorher (Michaelis 1861) als Direktor des Gymnasiums und der Realschule I. O. berufen worden. So hatte Gruhl den Umgang mit zwei Männern verloren, die seinem Herzen besonders wert und teuer geworden waren. Wohl blieben noch liebe Freunde; aber der getreue Langguth verheiratete sich, ebenso der Witwer Mißsch, der zum Direktor gewählt war, und Susemihl. Es war naturgemäß, daß auch Gruhl, der das 30. Lebensjahr überschritten hatte, sich mit dem Gedanken an einen eigenen Hausstand trug; dazu mußte er aber eine Stellung wünschen, die mehr als die 550 oder 600 Taler seines dortigen Einkommens einbrachte. Er sagt nicht, ob ein Besuch in Dresden, wo im Hause der Schwiegereltern Gandtners die zur Jungfrau erblühte Luise Hiede ihm öffnete und ihn mit dem überraschten Ruf „Onkel Gruhl“ begrüßte, diesen Wunsch in ihm bestärkt hat. Zu allem übrigen war auch

keine Aussicht vorhanden, daß er in Greifswald in absehbarer Zeit den Unterricht in der Prima erhalten konnte. Da kam von dem Direktor der Realschule I. O. zu Hagen in Westfalen eine Anfrage, ob er sich für die dortige Schule um die Stelle eines Prorektors mit 800 Talern Gehalt bewerben wolle. Gruhl stand vor einem entscheidenden Schritt, da er bisher nur an Gymnasien tätig gewesen war und Realanstalten, wie der Schulrat Wehrmann ausdrücklich ihm gegenüber als seine Meinung aussprach, als Schulen untergeordneter Art galten. Indes hatte er im Verkehr mit Hiecke und insbesondere mit Gandtner sich ein anderes Urteil gebildet: kurz entschlossen meldete er sich und trat im Herbst 1864, nach herzlicher Verabschiedung von seiner bisherigen Wirkungsstätte, das neue Amt an. „Ich habe“ — so sagt er am Schluß seiner bis hierher reichenden zusammenhängenden Aufzeichnungen — „es nicht zu bereuen gehabt, daß ich in den Dienst dieser Schulgattung getreten bin.“

Es ist schon hervorgehoben worden, daß die Unterrichts- und Prüfungsordnung vom Jahre 1859 einen Markstein in der Geschichte des Realschulwesens in Preußen bildete. Ein kurzer Rückblick wird das zeigen und zugleich Gruhls Entschluß verständlich machen.

Wenn wir von den Ansätzen, die das 18. Jahrhundert aufweist, hier absehen, so tritt im Anfang der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts uns in August Gottlieb Spilleke eine Persönlichkeit entgegen, die den realistischen Anstalten einen sicheren Platz im gesamten Schulorganismus anzuweisen suchte. Der scharfsinnige Mann, welcher Direktor des königlichen Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums in Berlin und zugleich der aus Friedrichs des Großen Zeit stammenden Hecker'schen Realschule war, hatte die Wandlungen beobachtet, die seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts und besonders nach den Befreiungskriegen im öffentlichen Leben eingetreten waren: in den Städten hatte das seit 1808 zur Selbstverwaltung berufene Bürgertum immer größeres Verständnis für seine Rechte und Pflichten sich errungen; im Staate wurde mit der allgemeinen Wehrpflicht Ernst gemacht, zugleich aber zur Schonung der gebildeten Volkskreise der Einjährig-Freiwilligen-Dienst eingeführt für die, welche durch Zeugnisse ein vorgeschriebenes Maß von Kenntnissen nachweisen konnten; auch der Kreis der mittleren Beamten ergänzte sich,

um den steigenden Bedarf in den acht Provinzen des neuorganisierten preußischen Staates zu decken, durch junge Leute mit solchen Zeugnissen.

Vor allem aber das Wichtigste: nachdem schon seit mehr als einem Jahrhundert namhafte Pädagogen und Schriftsteller für den Wert *r e a l e r* Fächer im Schulbetrieb ihre Stimme erhoben und betont hatten, daß in den alten Sprachen allein das Heil *n i c h t* zu suchen sei, wurde diese Erkenntnis angesichts des damals eintretenden gewaltigen Aufschwunges der Industrie und Technik immer allgemeiner und unabweisbarer. Spilleke erwog nun, wie man den neuen Forderungen entsprechen könne, ohne die berechtigten Stellung des Alten zu schädigen. Von allgemeinen pädagogischen Gesichtspunkten ging er aus und stellte das Gemeinsame und die Eigenart des Gymnasiums einerseits und der „Bürgerschule“ andererseits klar. „Menschenbildung“ und „Berufsbildung“ — so sagte er, wie vor ihm schon Rousseau, Herder, Pestalozzi — müssen ineinandergreifen, und zwar schien ihm die Lösung dieser Aufgabe auf *z w e i* „natürlichen“ Wegen erreichbar. Während nämlich das Allgemein-Menschliche bei allen Schülern auszubilden sei, könne nach den zwei Hauptrichtungen, die in den individuellen Anlagen erkennbar seien, in der einen Schulart das Gelehrte und Wissenschaftliche, in der anderen das Reale und Praktische betont und so der Verschiedenheit der Berufsaufgaben vorgearbeitet werden. Nach diesem Programm baute er selbst neben dem Gymnasium seine Realschule aus<sup>1)</sup>. Bald gewannen die von ihm entwickelten Grundsätze Beachtung in den Verwaltungskörpern der Städte und in den Kreisen des Mittelstandes, zumal da es schon, unter verschiedenen Benennungen, gehobene Stadtschulen gab, die den Bedürfnissen der mittleren Bevölkerungsschichten entsprechen wollten. Es war natürlich, daß die Regierung ebenfalls der Angelegenheit ernste Sorgfalt widmete, aber auch angesichts der Schwierigkeiten, die aus der Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit in den Einrichtungen der vorhandenen Schulen erwachsen, mit Vorzicht verfuhr. Immerhin wurde im Jahre 1832 eine „Vorläufige Instruktion für die an *h ö h e r e n* Bürger- und Realschulen

<sup>1)</sup> Die Würdigung Spillekes ist meiner Schrift: „Zur Geschichte des Luisenstädtischen Realgymnasiums 1836—1911“ (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht 1912) entnommen.

anzuordnenden Entlassungsprüfungen“ veröffentlicht und damit, nach Wieses Ausspruch, „die erste bestimmte Grundlage für die Organisation der Realschulen gewonnen.“

Zwei fremde Sprachen waren vorgeschrieben. Spilleke und andere, z. B. Schleiermacher, hatten die Realanstalten Lateinlos gedacht; Lebende Sprachen schienen geeigneter. Aber von anderer Seite war hervorgehoben, daß Latein in hervorragendem Maße verstandesbildend wirke und die Erlernung der neueren Sprachen erleichtere. Ausschlaggebend wurde wohl ein praktischer Grund: für die mittlere Beamtenlaufbahn hielt man die Sprache Roms für unentbehrlich. Die Prüfungsordnung von 1832 verlangte denn auch für zukünftige Beamte schlechtweg Kenntniß des Lateinischen. Damit war die lateinlose höhere Schule als minderwertig gekennzeichnet.

Die Entwicklung der Realanstalten in den nächsten zwei Jahrzehnten hat den von vielen gehegten Erwartungen nicht entsprochen: das Schülermaterial befriedigte oft nicht, meist wurde nur von einer sehr geringen Anzahl von Zöglingen der Unterricht bis zur Reifeprüfung besucht, da — wie geklagt wurde — falsche Vorstellungen von dem Wesen der Jugendbildung in breiten Schichten des Mittelstandes sich geltend machten; hinzukam, daß die Entlassungsprüfung gar zu wenig äußere Vorteile gewährte. Aber auch in der Unterrichtsverwaltung änderte sich die Stimmung. In den vierziger Jahren, unter dem Minister Eichhorn, war man der neuen Schulart gar nicht hold, weil in ihr die den Unglauben fördernde und deshalb verdächtige Naturwissenschaft gepflegt und gefährliche Überhebung in den Kreisen des mittleren Bürgerstandes geweckt würde.

Eine neue Wandlung vollzog sich nach dem Eintritt des politischen Umschwunges in Preußen. Die Bezeichnung „Realschule“ wurde nur solchen höheren Bürgerschulen verliehen, die den staatlichen Forderungen Genüge taten, auch die Berechtigungen wurden vermehrt; dagegen kam das angekündigte Unterrichtsgesetz nicht zustande. Ludwig Wiese aber, seit 1852 vortragender Rat im Kultusministerium, nahm die Neuordnung des höheren Schulwesens ernstlich in Angriff mit dem Ziele, den Unterricht möglichst zu konzentrieren, zu vereinfachen. Nachdem 1856 zunächst neue Lehrpläne nebst einer neuen Ordnung der Reifeprüfung für die Gymnasien erlassen waren, folgte am 6. Oktober

1859 unter dem Minister von Bethmann-Hollweg die schon oben erörterte „Unterrichts- und Prüfungsordnung der Realschulen und höheren Bürgerschulen“. Durch sie wurden, wie erwähnt, drei Gruppen unterschieden und die Verhältnisse dieser Anstalten nach innen und außen geregelt, die Unsicherheit ihrer Stellung im Unterrichtsbetrieb wenigstens bis zu einem gewissen Grade beseitigt. Naturgemäß nahm die Wertschätzung dieser Anstalten, besonders der Realschulen I. O., nunmehr schnell zu sowohl in den Augen des Publikums wie in den Kreisen der Lehrer, die zum Teil wenigstens erkannten oder zugaben, daß auch hier eine allgemeine Bildung übermittelst werde. Wiese selbst äußerte seine Ansicht so: „Auf dem Wege der Realschule sollte geistige Durchbildung zu Berufs- und Fachbildung führen. Daher die Verbindung von Sprachunterricht und ethischen Elementen mit den Realgegenständen im Lehrplan der Schulen.“

Schon früher hatte indes, wie wir sahen, in Greifswald die Entwicklung der dort begründeten Realschule unter Hieckes Direktorat und durch Gandtners Tätigkeit einen den Worten Wieses entsprechenden Verlauf genommen. Bereits in seiner Antrittsrede als Direktor, im April 1850 <sup>1)</sup>, hatte Hiecke den Wert beider Schularten anerkannt, den Vorwurf formalistischen Buchstabenkrams vom Gymnasium, den materialistischen Nützlichkeitsstrebens von der Realschule als unberechtigt abgewehrt und seine Meinung dahin ausgesprochen: „Geist ist hier wie dort, und Geist ist Leben und bildet für ein geisterfülltes Leben.“ Intellektuelle und Charakterbildung sei die Aufgabe beider Gruppen; unrecht tue, wer nicht bereitwillig zugebe, „daß auch den unmittelbar praktisch bildenden modernen Lehrgegenständen jener ideale Geist innewohne, ohne den das praktische Leben zu einem nur höher gesteigerten tierischen herabsinke.“ Ja er erklärte ausdrücklich, daß einer der Gründe, die ihn zur Annahme des Direktorats bewogen hätten, die Vereinigung der beiden Richtungen des höheren Schulwesens in der Greifswalder Anstalt gewesen sei. Und als er ein halbes Jahr später Gandtner und gleichzeitig den Neusprachler Bernhard Schmitz als neue Mitglieder des Kollegiums begrüßte, hob er den Wert der Gymnasialbildung auch für ein gesundes Ergreifen der Wirklichkeit hervor

<sup>1)</sup> R. G. Hiecke, Reden und Aufsätze, herausgegeben von Dr. G. Wendt, 1865, S. 1 ff.

und fuhr dann fort: die Realschulen haben, „wenngleich äußerliche Anlässe und Bedürfnisse zu ihrer Errichtung wesentlich mitgewirkt haben, doch immer bestimmter und entschiedener als Schwestern, als jüngere zwar, aber doch als ebenbürtige Schwestern der Gymnasien“ sich erwiesen, da sie imstande sind, „bei allem Hinblick auf das Praktische das ideale Moment der Humanitätsbildung in sich aufzunehmen.“ In diesem Sinne — das hat im Jahre 1896 Gruhl in der Gymnasiallehrergesellschaft zu Berlin ausgesprochen — wirkte Gandtner elf Jahre lang in Greifswald und machte, als Lehrer und Erzieher gleichmäßig hervorragend, das wahr, was Hiecke als Ideal hingestellt hatte. Es ist nicht unerheblich, daß Gruhl gerade in diesen beiden Männern seine pädagogischen Meister und Vorbilder sah und durch sein Mitarbeiten an den Lehraufgaben der Realanstalt bereits damals zu einer Schätzung der neuen Schulart gekommen war.

In der aufblühenden westfälischen Industriestadt Hagen aber, wohin er sich nun wandte, hatte sich ereignet, was in jenen Zeiten an vielen Orten geschah. Die zweiklassige Rektoratschule war gemäß einem Beschlusse der städtischen Behörden zu Ostern 1858, auf Veranlassung des neugewählten Leiters Dr. Stahlberg, in eine höhere Bürgerschule umgewandelt worden, die zunächst vier, seit Herbst 1859 aber schon sechs Klassen umfaßte. Daß auch die Fortbildungsschule für junge Leute aus dem Gewerbe- und Geschäftsleben der Anstalt angegliedert und eine dreiklassige höhere Töchterschule derselben Leitung unterstellt war, sei der Vollständigkeit wegen erwähnt. Das Jahr 1859 weckte aber wie anderwärts bald auch in Hagen den Wunsch, die höhere Bürgerschule zu einer Realschule I. O. auszubauen. Da in diesem Zusammenhange auch eine Neugestaltung des Lehrerkollegiums sich als nötig erwies, so war auf Stahlbergs Vorschlag vom Kuratorium der Anstalt als erster Oberlehrer und Prorektor Gruhl gewählt worden. Im Herbst 1864 trat er sein neues Amt an. Dr. Volkenrath und Dr. Schroer waren die beiden anderen Oberlehrer, Hezer, gleich ihm Mathematiker und Naturwissenschaftler, Dr. Eddelbüttel und Bode die drei ordentlichen Lehrer.

Dreieinhalb Jahre, bis Ostern 1868, währte Gruhls Aufenthalt in Hagen. Der mathematische Unterricht in den oberen Klassen fiel ihm während der ganzen Zeit zu, in Prima überdies die Physik; im Ordinariat wechselte er zwischen der ersten Klasse und

der Quinta oder Quarta; in letzteren beiden gab er Religion und Latein, auch wohl Rechnen. Gern belebte er auf der unteren Stufe den Eifer der Schüler durch das Mittel des Certierens. Er verkannte nicht, daß solch häufiges Wechseln des Klassenplatzes eine gewisse Unruhe erregte und bei einem ungeschickten Lehrer zu einer Lockerung der Disziplin, zu Streitigkeiten unter den Schülern und zu anderen Unzuträglichkeiten führen konnte. Aber diese Unruhe ließ sich einschränken, da er seine Zöglinge fest in der Hand hatte. „Ich habe bei dieser Art, die Klasse in Spannung zu halten, recht gute Erfolge gehabt,“ äußert er gelegentlich, „sie hat mir namentlich oft das Strafen wegen Unfleißes und Unaufmerksamkeit erspart.“ Hatte einer schlecht gelernt, so behielt er ihn nach dem Unterricht so lange zurück, bis er die Aufgabe konnte, ein Verfahren, das in der kleinen Stadt möglich war, freilich e i n s erforderte: v i e l Zeit. Die hatte Gruhl eben für seine Schüler — auch ein Geheimnis einer guten Pädagogik! Die oberen Klassen waren zweijährig; das hat er, namentlich für die Prima, nicht als einen besonderen Nachteil angesehen, zumal wenn die Abteilungen klein waren. Eine ungeteilte Prima hat, so meinte er, bei nicht zu großer Schülerzahl den Vorteil, „daß bei einer angemessenen Verteilung des Unterrichtsstoffes die untere Abteilung oft fördernd auf die obere einwirken kann, wenn sie fleißigere oder begabtere Schüler als jene enthält. In einem Schulcötus, der gleichmäßig von Jahr zu Jahr aus einer Klasse in die andere aufgestiegen ist, liegt die Gefahr nahe, daß die Schüler sich nur untereinander vergleichen und ihnen der Maßstab abhanden kommt für das, was andere Generationen zu leisten vermögen.“

Die Quellen für die Hagener Zeit haben sich nicht allzu reichlich erschlossen, auch nicht für das außeramtliche Tun und Lassen Gruhls. Lebhaft war, wie immer, der Briefwechsel mit der Heimat: der Bruder Wilhelm berichtete über die Vorkommnisse des kleinstädtischen Lebens, die jüngere Schwester Marie hatte von den Eltern und von den Beschäftigungen im Hause dem geliebten Bruder zu erzählen, während Minna die Entwicklung ihrer Kinder schilderte, soweit die jüngere Schwester als stolze Tante ihr dieses Kapitel nicht vorweggenommen hatte; der Schwager und Better Heinrich Gruhl endlich plauderte gern von politischen und Schulsachen. Von Briefen a u s Hagen ist leider

wenig vorhanden. Zutreffend hat der Schwager den gewaltigen Unterschied „zwischen dem hämmernden, rauchigen und rußigen Hagen“ und Greifswald, dem Sitz der Musen, hervorgehoben. Ihn empfand auch Gruhl; die Fülle wissenschaftlichen Lebens fehlte. Es kam hinzu, daß in dem neuen Wohnort zunächst der angenehme und anregende Familienverkehr nur in geringem Maße möglich war. Doch trat er mit allen obengenannten Amtsgenossen in freundliche Beziehungen. Am engsten schloß sich ihm Heßer an und in der ersten Zeit Volkenrath, der indes bald, wie es scheint, infolge Mißhelligkeiten mit dem Direktor, „ohne Schmerzen“ nach Mülheim am Rhein übersiedelte. Allmählich gewöhnte sich Gruhl ein. Eine Anzahl Kollegen hatte sich zu einem Kränzchen zusammengesetzt, um an bestimmten Abenden Regel zu schieben und Schach oder Karten zu spielen. Neben Gruhl waren es namentlich Schroer und Heßer, ferner Bode bis zu seinem Abgange aus Hagen, für den ein neuer Fachgenosse, Dr. Winkelmann, eintrat; zu ihnen gesellte sich bisweilen noch der mit Gruhl befreundete ordentliche Lehrer an der Hagener Provinzial-Gewerbeschule, Consentius, der später an der Technischen Hochschule in Berlin tätig war. Gewissermaßen das Wappen bildete ein aus zwei durch einen Henkel verbundenen Gefäßen gebildeter „Paartopf“, wie er zum Tragen des Essens gebraucht wurde; in harmlosem Übermut nannten sie sich „Ritter vom Paartopf“, und Heßer, der während des Feldzuges im Jahre 1866 eingezogen war, hieß nach seiner Rückkehr gar miles gloriosus. Sie zählten jede Zusammenkunft als einen „Abendmorgen“ und datierten ihre Zuschriften aus „Paartopfstadt“. Gruhl, der Leiter und Kassierer des Kränzchens, weilte gern in dem vertrauten Kreise, obschon er seiner Natur nach lautem Treiben abhold war. Aber schon in Lyck hatte er es verstanden, im Kreis der Freunde durch sein gleichmäßiges und humorvolles Verhalten allzu bedenkliche Ausbrüche der Lebhaftigkeit zu dämpfen. Und so wird er auch hier, wenn sich beim Spiel die Gemüther erhitzten, ein zügelndes Witzwort geäußert oder ein beliebtes harmloses Lied angestimmt und so die Ruhe hergestellt haben.

Der Direktor Stahlberg scheint eine derbe, leicht erregbare und wenig umgängliche Persönlichkeit gewesen zu sein. Daß Gruhl mit seiner Ruhe und Sachlichkeit auch ihm gegenüber Erfolg

hatte, lehrt folgendes Geschichtchen. Es bestand an der Schule die Einrichtung der Pönitz, d. h. einer wöchentlich zweimal abzuhaltenden Arreststunde, in der die Lehrer abwechselnd die Aufsicht hatten. Die Stunde war bei Lehrern und Schülern gleich unbeliebt. Nun überlegten die Kollegen, wie sie den Direktor dazu bringen könnten, diese Pönitz abzuschaffen; aber keiner wollte sich den Mund verbrennen. Da sagte Gruhl: „Nichts einfacher als das, meine Herren. Schreiben Sie doch keinen mehr ein! Hat ein Junge nichts gelernt, so lassen Sie ihn nach der nächsten Stunde antreten und das Nachgelernte aussagen.“ Der Vorschlag fand Beifall. Als wieder Pönitztag war, eilte freilich Stahlberg unruhig durchs Schulhaus und suchte die Sträflinge; endlich wandte er sich aufgeregt an seinen Prorektor, der ihm in aller Ruhe den Sachverhalt auseinandersetzte. Und — so erzählte Gruhl noch im Alter mit humorvollem Lächeln — er gab sich zufrieden.

Das wichtigste Ereignis für Gruhl aber, sein schönstes Erlebnis fällt in das letzte Jahr des Hagener Aufenthaltes: die Verbindung mit Luise Hiede. Als Tochter in dem ihm eng befreundeten, behaglichen und anregenden Gandtnerschen Hause nach des Vaters Tode aufwachsend, weilte sie in Minden, wo Gandtner von Michaelis 1861 bis Michaelis 1871 als Direktor wirkte und wohin Gruhl in den Ferienzeiten gern seine Schritte gelenkt hatte, immer wieder angezogen von dem schlanken und anmutigen Mädchen mit den großen Augen, aus denen ein fröhliches und tiefes Gemüt sprach. Rührend ist die Bescheidenheit und Selbstüberwindung, die sich in schriftlichen Äußerungen an die künftigen Schwiegereltern offenbaren. Er sieht in einer Verbindung mit Luise sein Glück, aber höher steht ihm das der Geliebten, deren Lage er nicht aus blinder Leidenschaft verschlechtern will, wie er auch Bedenken trägt, den Freunden den kostbarsten Schatz ihres Hauses zu rauben. Bei ihrer Jugend, Schönheit und Liebenswürdigkeit könne Luise gewiß eine andere Partie machen, während er ihr, außer einem treuen Herzen, nur ein sehr bescheidenes und zurückgezogenes Leben bieten könne, da er kein Vermögen besitze und aus seinem Einkommen noch einen Teil für seine Verwandten benötige. — Luise ward die Seine. Die Verlobung erregte Jubel in Fraustadt; war doch damit der innigste Wunsch der Eltern erfüllt. Ihnen galt auch die erste Mitteilung. Als